Die dauerhafte Seite der Stadt

Die Digitalisierung wird – gerade im Feld des Kulturerbes – allenthalben als Bedrohung erlebt. Die rasch zunehmenden virtuellen Realitäten scheinen das tatsächlich Existierende zu marginalisieren oder gar obsolet werden zu lassen. Der Architekt und Architekturhistoriker Vittorio Magnago Lampugnani nimmt dabei einen anderen Blickwinkel ein; er beschäftigte sich schon vor zwölf Jahren mit den Auswirkungen der neuen Informationstechnologien auf die Stadt. Seine Schlüsse sind noch immer aktuell: Die digitalen Möglichkeiten erweitern das Nutzungsspektrum des historisch gewachsenen Bestands und tragen so letztlich zu dessen Aufwertung bei. Dazu müssen allerdings sowohl die spezifischen Qualitäten der Altstadt als auch diejenigen der Surrogate erkannt und gezielt in Wert gesetzt werden.

Der folgende Beitrag ist ein Auszug aus Lampugnanis 2002 erschienenen Essay.

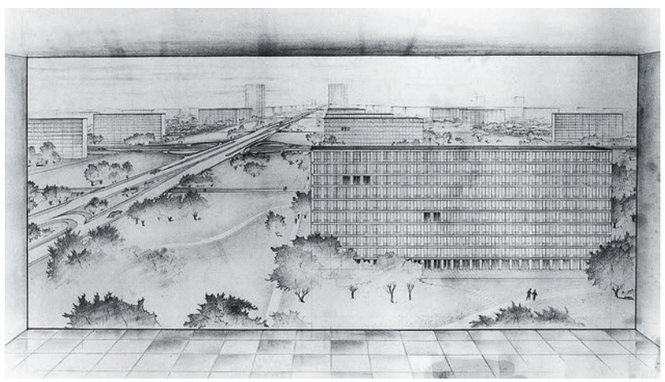
Von Vittorio Magnago Lampugnani

Nicht nur Neubauten, sondern auch und vor allem bestehende Baulichkeiten können dank der neuen Informationstechnologien aufgewertet und dabei geschont werden. Denn auch dann, wenn sie funktional obsolet geworden sind, lassen sie sich durch elektronische Nachrüstung mit vertretbarem Aufwand für neue Nutzungen aufbereiten. Stillgelegte Manufakturen, verlassene Fabrikanlagen, überflüssig gewordene Lagerhäuser und Speicher, Markthallen, Schlachthöfe und Krankenhäuser, die nicht nur wertvolle Bausubstanz verkörpern, sondern oft auch hinreissend schöne Räume enthalten können, werden nicht zuletzt mit Hilfe der Elektronik in ungewöhnliche und attraktive Bildungs- und Freizeiteinrichtungen, Wohn- und Arbeitsorte verwandelt.

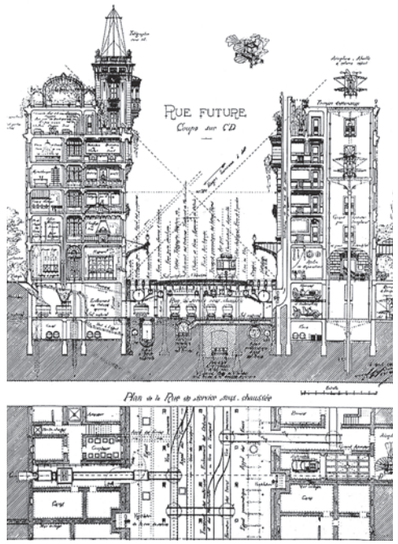
Alte Wohnungen und alte Werkstätten müssen jedoch nicht unbedingt umgewidmet werden, sie können auch erneut als solche genutzt werden. Denn selbst wenn sie heute zu klein oder zu verwinkelt erscheinen, vermag ihnen die elektronische Modernisierung wieder Benutzbarkeit, Komfort und Grosszügigkeit zu verleihen. Dabei kann die bestehende Bausubstanz mit ihren Eigenheiten und ihrem Charme oft weitgehend so erhalten werden, wie sie ursprünglich war, lediglich dort repariert und restauriert, wo Reparaturen und Restaurierungen notwendig sind. Bessere und besser steuerbare Heiz- und Kühlsysteme treten an die Stelle herkömmlicher Klimatisierungsmaschinen mit ihren gigantischen Luftleitungen und machen die platzraubenden und meist grundhässlichen abgehängten Decken überflüssig, die Räume und Stukkaturen zerstören; Infrarot- und digitale Funkverbindungen zwischen elektronischen Maschinen ersetzen die fetten Kabelschlangen und gestatten es, auf die gleichermassen störenden aufgeständerten Böden zu verzichten, die in Altbauten die ursprünglichen Raumproportionen verfälschen und mit ihnen auch Türen und Boiserien verstümmeln. Die elektronische Technologie ist geschmeidig und schlank, sie lässt sich problemlos in alte Gemäuer einführen, ohne sie strukturell, typologisch und ästhetisch zu beeinträchtigen.

Das eröffnet die Chance, die historischen Stadtzentren, die zumeist zweckentfremdet und entsprechend heruntergekommen sind, im besten Sinn des Wortes zu revitalisieren: nicht als touristische Imitationen ihrer selbst, sondern als komfortabel ausgestattete Wohnorte und anziehende Brennpunkte urbanen Lebens. Eine entscheidende Rolle spielt dabei die Abnahme des individuellen Automobilverkehrs, die durch die telematische Revolution ermöglicht wird. Hierdurch entfällt unter anderem die Notwendigkeit, jedes erwachsene Familienmitglied mit einem Automobil auszustatten, mithin auch jene, hierfür noch eine unmittelbar am Haus stehende, sperrige und unansehnliche Garage bereitzustellen.

Gerade der motorisierte Verkehr ist oft das grösste Hindernis für die Weiternutzung oder Neunutzung historischer Bausubstanz. Für eine Gemeinschaft von Fussgängern konzipiert, widersetzt sie sich dem Gebrauch durch eine Gesellschaft von Autofahrern. Wenn aber diese Autofahrer immer häufiger auch als Fussgänger auftreten, sind die alten Strukturen wieder tauglich. Mehr noch: Sie kommen den neuen alten Anforderungen besser entgegen als Wohnhochhäuser auf Parkdecks und heruntergekommenen Villenimitate mit angebauter Garagenhalle.



Kriegszerstörungen als Chance für den Neubau der Stadt: Hans Scharoun und andere, Kollektivplan für Berlin, 1946 (Perspektive: Selman, Selmanagic). Der sogenannte Kollektivplan entstand in der vom Zweiten Weltkrieg verwüsteten Stadt. Seine Planer beschwörten einen der architektonischen Moderne – und massgeblich Le Corbusier – verpflichteten Stadtraum mit hohen Wohnscheiben in ausgedehnten Grünflächen sowie leistungsstarken Verkehrsadern.



Die Stadt als extrem effiziente Maschine: Eugène Hénard, Schnitt durch die Rue Future, 1905. Hénard war Architekt, arbeitete im Pariser Stadtplanungsamt und setzte sich mit den Veränderungen von Paris vor dem ersten Weltkrieg auseinander. In seinen Studien untersuchte er auch, wie die historische Stadt, durch den Einbau verschiedener Infrastrukturen, in eine moderne Stadt verwandelt werden könnte.

Moderne Struktur über der überkommenen Altstadt: Eugenio dos Santos und Carlos Mardel, Plan für den Wiederaufbau von Lissabon (dem Bestand vor dem Erdbeben von 1755 überlagert). Nach dem Erdbeben vom 1. November 1755, dem eine Flutwelle und eine Feuersbrunst folgten, war die Innenstadt von Lissabon beinahe vollständig dem Erdboden gleich. Ein beschränkter Wettbewerb bescherte der Hauptstadt Portugals den Siegerplan von Eugenio dos Santos und Carlos Mardel in einer ersehnt rationalen Form.

Das historische Zentrum – obsolet?

Nur: Ist die Bemühung um die Erhaltung und Revitalisierung des historischen Stadtzentrums nicht eine Geste romantischer Nostalgie? Die alte Stadt des Mittelalters oder der Renaissance, die sich in Europa in der Regel auf den Ruinen der antiken eingenistet hat, ist spätestens seit der Aufklärung Inbegriff all dessen, wovon man sich im modernen Städtebau zu verabschieden hat. Für den Marquis de Pombal (1699–1782) ist sie eine überkommene Struktur, die in Lissabon das Erdbeben von 1755 ausradiert und unbedingt durch eine neue, den neuen Anforderungen entsprechende ersetzt zu werden hat. Für Ildefonso Cerdá (1815–1876) ist sie innerhalb seines neuen Ensanche für Barcelona wie ein Tuberkulosefleck in einer Lunge, den es möglichst schnell zu entfernen gilt: Da es ihm nicht gestattet wird, die Resektion selbst vorzunehmen, tröstet er sich damit, dass die Innenstadtbewohner ihren Heimatort freiwillig verlassen werden, um sich in den Blöcken zwischen seinem grosszügigen Strassenraster niederzulassen. Für Georges-Eugène Haussmann (1809–1891) ist sie, zumindest in Paris, ein «fast unbenützbares Labyrinth», in dem sich hauptsächlich Kriminelle und Aufständische verbergen und das es gewaltsam aufzubrechen gilt. Für Le Corbusier (1887–1965) ist sie eine Maschine, die nicht mehr funktioniert und mithin durch eine neue ersetzt zu werden hat, wofür er zu radikalen «chirurgischen» Operationen aufruft. Noch für Hans Scharoun (1893–1972) ist sie ein unbrauchbarer Rest aus der Geschichte, den zumindest in Berlin die Bombardements des Zweiten Weltkriegs «mechanisch» aufgelockert haben (ein bemerkenswerter Euphemismus für die *tabula rasa*, die etwa Roberto Rossellinis Film *Germania ora zero* dokumentiert), womit die Chance eines überfälligen «Neubaus» gegeben sei.

Ist das historische Stadtzentrum wirklich die unbrauchbare Spolie, als welche sie Scharen von Planern und Architekten deklariert haben, von ihren Funktionen entkleidet und ausgehöhlt, nur als Freilichtmuseum tauglich, das von vergangenheitsbesessenen Touristen aufgesucht zu werden vermag? Und, wenn dem so wäre: Woher kommt es, dass diejenigen, die es noch dürfen oder es sich noch leisten können, nach wie vor in den historischen Stadtzentren wohnen, sofern diese nicht sozial und architektonisch bis zur Unkenntlichkeit beschädigt worden sind? In den Innenstädten von Paris, London, München, Mailand oder Venedig leben immer noch Menschen, und diese Menschen empfinden ihren zentralen Wohnort als Privileg, um das sie häufig beneidet werden.

In der Tat ist die Innenstadt nach wie vor nicht nur funktionsfähig, sondern in der Regel ein Ort hervorragender Lebensqualität. Man kann dort gut wohnen, in meist grossen und ruhig gelegenen Räumen, mit Blick auf eine architektonisch attraktive Umgebung. Man kann dort gut arbeiten, in meist umgenutzten Häusern, die offene, kommunikative und reizvolle Situationen schaffen. Man kann sich dort gut bilden, erholen und amüsieren. Und zwischen alledem kann man sich rasch bewegen, weil die Entfernungen kurz sind und in wenigen Gehminuten überwunden werden können. Hinzu kommt, dass die Wege angenehm sind: Sie führen durch schön gestaltete und stark belebte Gassen, Strassen und Plätze voller Läden, Cafés und Restaurants.

Das historische Zentrum – ein Lehrstück

Gerade dieses System von öffentlichen Räumen, dieses, um die Worte von Haussmann zu benutzen, «Labyrinth», erweist sich als vielleicht wichtigstes Dispositiv des historischen Stadtzentrums. Es ist so fein vernetzt wie nie wieder in der Geschichte der Stadt, die aus verschiedenen, vor allem jedoch ökonomischen Gründen zunehmend gröbere Strukturen hervorgebracht hat; und durch eben diese feine Vernetzung schafft es nicht nur direkte Verbindungen zwischen den verschiedenen Punkten der Stadt, sondern dazwischen auch zahllose Gelegenheiten der geplanten und ungeplanten Begegnungen und damit des zwischenmenschlichen Austausches. Dies macht die alte Stadt zum Kommunikationsdispositiv: Also zu dem, was heute jedes aufgeklärte Unternehmen, jede fortschrittliche Schule oder Universität, jede ambitionierte Institution zu reproduzieren versucht. Die zeitgenössische Bildungs- und Arbeitswelt erfindet alle möglichen Apparate und Strukturen, um das Vermögen an Informationen, das sie verwaltet, aber oft mangelhaft verwertet, besser zirkulieren zu lassen; die historische Stadt ist ein Modell für vorbildliches *knowledge management*. Genau im Gegensatz zu dem, was Le Corbusier immer wieder behauptet hat, ist sie eine extrem effiziente Maschine.

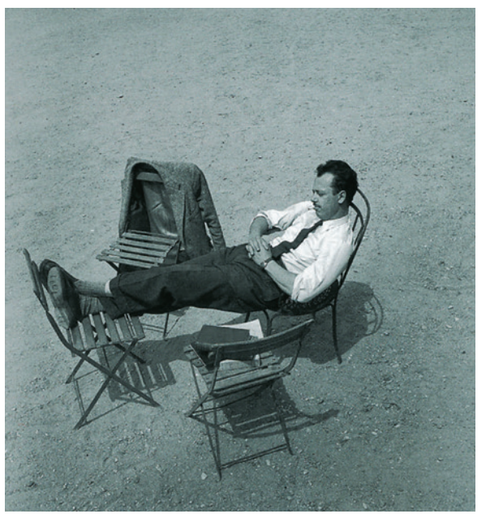
Dies auch dank ihrer Fähigkeit, neue, moderne Infrastrukturen aufzunehmen. Das sind nicht nur die Kanalisationen, die Wasser- und Gasleitungen, die Elektro- und Telefonkabel. Es sind auch die Strassenbahnen, Untergrundbahnen und Busse; sogar die Privatfahrzeuge. Dort, wo ihre Strassen nicht zu Autobahnen aufgebrochen oder zu Fussgängerzonen degradiert worden sind, leben die Automobile, die Motorräder, die Motorroller und die Fahrräder einigermassen friedlich mit den Fussgängern zusammen. Hinzu sind in den letzten Jahren die neuen Informationssysteme mit ihren Glasfaserkabeln gekommen. Sie modernisieren die Altstadt auf nahezu ganz und gar unsichtbare Art, und tragen zu ihrer unauffälligen, selbstverständlichen Modernität bei.

Die alte Stadt ist freilich noch viel mehr als dies. Entstanden in einer Zeit, als die *urbs* noch Abbild ihrer *civitas* und mithin kein Durcheinander von Funktionen war, sondern ein Wesen, förderte sie eine auch individuelle, persönliche Beziehung mit eben diesem Wesen. Diese Beziehung ist eine kontinuierliche physische, intellektuelle und emotionale Auseinandersetzung; und diese Auseinandersetzung erlaubte und erlaubt auch weiterhin Lernen und Erinnern, und damit gemeinsame Identifikationen jenseits aller Ungleichheit. Mit anderen Worten: Sie erlaubt und fördert die Konstruktion und Verfeinerung einer Gemeinschaft.

Insofern ist das historische Stadtzentrum ein Lehrstück; insofern ist es aber auch unersetzbar. Es ist ein Lehrstück, weil viele seiner Eigenschaften extrapoliert und in neue städtische Projekte übertragen werden können und müssen, um analoge positive Eigenschaften zu erzielen. Es ist unersetzbar, weil zwar alles nachgeahmt werden kann, nur nicht seine Materialisierung, die das besitzt, was die Denkmalpflege den «Alterswert» und die «Authentizität» nennt, und nur nicht seine Geschichtlichkeit. Anders ausgedrückt: Die historische Stadt ist eng mit dem Leben der Menschen verknüpft und authentisch. Und sie kann (und muss) gerade dank der telematischen Revolution bewahrt werden.

Eine Welt der Surrogate

Gerade in einer Welt, in welcher die Verheissungen der Immaterialität verführen und zuweilen auch blenden, ist es dringend notwendig, ernsthaft über den soliden Teil der Dinge nachzudenken. Es darf dabei nicht vergessen werden, dass bei aller Entmaterialisierungs- und Vergeistigungseuphorie unsere Welt nicht nur aus Daten und Bits, aus



Die Innenstadt als Ort mit hervorragender Lebensqualität: Paris, Jardin de Luxembourg, Fotografie von Robert Doisneau, 1951. Der französische Fotograf trat als Fotojournalist und als Dokumentarist des Pariser Stadtlebens besonders in Erscheinung. Er überraschte stets mit unaufgeregt intimen Aufnahmen der Seinestadt.

«Chirurgische Eingriffe», damit die Maschine der Stadt wieder läuft: Le Corbusier, Skizze «il faut tuer la rue corridor», 1930. Le Corbusier wandte sich vehement gegen die Räume der historischen Stadt, besonders die Strassenräume, die er als beengende Korridore ansah. Mit dem Schlachtruf «il faut tuer la rue corridor (tötet die Korridorstrasse)!» brachte er dies selbstbewusst zum Ausdruck.

Anregende Freiräume für unvorhergesehene Begegnungen: Vittorio Magnago Lampugnani u. a, Richti-Quartier, Wallisellen, 2010–2014. In Wallisellen, in der Agglomeration von Zürich, wurde kürzlich das Richti-Quartier eröffnet. Ein Ensemble von Wohnungen, Büros und Geschäften, das mit wenigen Baublöcken ein Stück Stadt erzeugt und die Qualitäten von gefasstem Strassenraum sowie ruhigen Oasen im Blockinneren aufweist.

Information und Kommunikation besteht, sondern dass die Menschen für bestimmte Tätigkeiten auch handfeste Gegenstände benötigen. Um sich zu setzen, braucht man einen Stuhl. Um zu wohnen, einen Raum. Um zu flanieren, eine Strasse oder einen Platz.

Die Umwälzung, in die uns der Strudel der telematischen Revolution hineingerissen hat, ist unaufhaltsam. Doch gerade dadurch, dass diese Revolution eine allgemeine Verschiebung vom Materiellen zum Immateriellen bewirkt, gibt sie dem ersteren auch einen neuen Stellenwert.

Ohnehin leben wir seit Jahrzehnten in einer Welt der Surrogate, zunehmend umgeben von Dingen, deren Wesen künstlich entfernt worden ist: Wir essen Käse, Wurst und Joghurt ohne Fett, trinken Bier ohne Alkohol und Kaffee ohne Koffein, unsere Abenteuer konsumieren wir risikolos und komfortabel in Action-Filmen und Katastrophen-Video-Spielen. Wenn wir nun sogar mit der virtuellen Realität beglückt werden, also mit der Wirklichkeit ohne Wirklichkeit, kann es nicht ausbleiben, dass ein neues Interesse an der authentischen Erfahrung aufkommt: Das, was der Philosoph Alain Badiou (geb. 1937) «la passion du réel» genannt hat.

Die Aufwertung des Realen

Diese Gegentendenz, diese antizyklische Leidenschaft ist mitnichten regressiv oder nostalgisch. Die Fähigkeit des elektronischen Rechners, Dinge und Situationen zu simulieren, ist fraglos nützlich und eröffnet faszinierende Perspektiven; sie kann und darf allerdings nicht zur Verdrängung des Erlebnisses der Realität führen. Surrogat und Wirklichkeit werden nebeneinander bestehen. Ihre Grenzen dürfen aber nicht verwischt, ihre unterschiedlichen Möglichkeiten und Anwendungsgebiete nicht verwechselt werden. Und angesichts des sich ausbreitenden Surrogats erfährt die Wirklichkeit mit ihrem unvergleichlichen Informationsreichtum und ihrer unersetzbaren Eigenschaft der Authentizität eine zunehmende Aufwertung. Auch und vor allem in der Stadt. In ihrer soliden Seite findet sie sich befreit von Utilitaristischem, an dem sie noch in der Folge der industriellen Revolution litt, und damit frei, ihre ursprünglichen Funktionen wieder besser zu erfüllen. Sie findet sich aufgewertet und attraktiver als zuvor.

Das Prinzip des Ersatzes, das Diktat des Als-ob hält in ihr ja nicht erst seit dem Durchbruch des Computers Einzug. Schon das späte 19. Jahrhundert hat nicht ohne Heuchelei die Maskerade zur stadtkompositorischen Methode erhoben und trivialen, profitbestimmten Mietshäusern den äusseren Anschein aristokratischer Paläste verliehen. Das ausgehende 20. Jahrhundert hat das Spiel noch viel weiter getrieben, und heute hat es zuweilen den Anschein, als dürfe jedes Gebäude alles, nur nicht es selbst sein: Ein Haus muss aussehen wie eine Märchenkulisse, ein Bürobau wie eine Weltraumstation, ein Theater wie ein Lunapark, ein Bahnhof wie ein Einkaufszentrum. Ein Einkaufszentrum aber darf nichts weniger als die Stadt selbst parodieren: mit Bars, Restaurants, Theater, Kinos, Ausstellungsräumen, Wohnungen, Büros, Marktplatz und der unvermeidlichen kunststoffpalmenbesetzten Galleria, in der nach den auf Luftkissen von Optimismus dahingleitenden Marketing-Phrasen der Betreiber ausgerechnet jenes urbane Leben Tag und Nacht zu pulsieren habe, zu dessen Zerstörung die gesamte Simulation ihren entscheidenden Beitrag leistet.

Wenn nun dank der neuen Kommunikationstechnologien dem Universum der Stellvertretung und der Ersatzhandlung keinerlei Schranken mehr gesetzt sind, wird in der Stadt also nicht ein neuer Prozess in Gang gebracht, sondern ein alter zu seinem äussersten Extrem geführt. Und damit *ad absurdum*. So dass vor lauter Surrogaten wieder das Echte attraktiv wird: nicht als snobistische Rarität, sondern als notwendiges Antidot gegen Täuschung und Manipulation.

Die Qualität der Stadt

Was aber ist das Echte in der Stadt? All das, was dem Leben des Menschen entspricht, seinen tatsächlichen physischen und auch kulturellen Bedürfnissen. Es sind Gebäude, die nicht als Markenzeichen ihrer selbst, ihrer Architekten oder ihrer Bauherrn auftreten müssen. Gebäude, deren Funktion und Konstruktion verständlich und nachvollziehbar sind. Deren Materialien eine Farbe, eine Struktur und ein Gewicht, einen Namen und einen Sinn haben und nicht beliebige Verkleidung darstellen. Strassen, die ohne aufdringliche Inszenierungen zurückhaltende Orte der Bewegung oder des Verweilens bilden, bestückt mit den städtischen Attraktionen der Cafés und Läden, stellenweise von Arkaden gesäumt oder als Passagen mit Glas überdacht. Plätze, die nicht durch penetrante Möblierung zu grossen, plüschigen oder unnötig exklusiven Wohnzimmern geraten, sondern anregende Freiräume für Unvorhergesehenes bieten. Und dann Bäume, die in Parks stehen, Alleen bilden, Plätze eingrenzen und einrahmen, und dabei den Wechsel der Jahreszeiten und der Witterung anzeigen. Wasserflächen, die die Stadt auflockern und zieren und in welchen sie sich widerspiegelt.

Ihre grösstenteils heimliche Qualität offenbart die authentische, in der Zeit ersonnene und gebaute Stadt erst im Vergleich mit den vielen falschen urbanen Inszenierungen, die sie allerorten nachäffen. In keiner der unzähligen neuen Erlebniswelten, die das Zeitalter der Eventkultur feiern und Waren-, Abenteuer- und Kulturkonsum unter dem Banner des Kommerzes miteinander verquicken, darf die Piazza, die Caféstrasse, die Passage, das Denkmal, das Palladio-Zitat fehlen: Und doch gelingt den Imitationen nicht einmal die Beschwörung der rein hedonistischen Seite der Stadt, die mit der kulturellen zwar gut koexistieren kann, allein aber noch lange keine Urbanität ausmacht, allenfalls deren Karikatur.

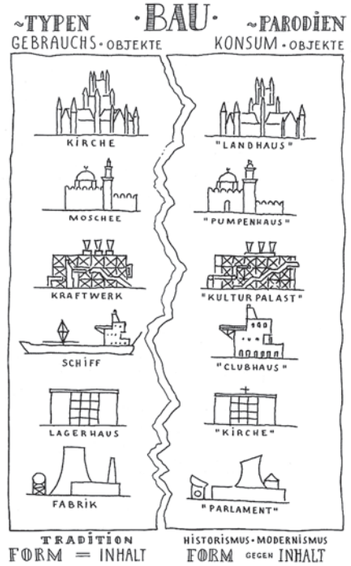
Das Original aber kann nichts ersetzen: Nicht Disneyworld und nicht jene Digital City, deren Bild ohnehin bislang niemand überzeugend beschworen hat. Allzu sehr kommt es auf die Materialien an, auf die Details, auf die sichtbaren Hinzufügungen, Überlagerungen, Ausbesserungen. In einer Epoche der Camouflage, in einer Ära des Ersatzes gehört das Materielle, das Konkrete, das Autochthone zum Schönsten und Wichtigsten, was wir uns leisten können und leisten müssen.

Vittorio Magnago Lampugnani. Verhaltene Geschwindigkeit. Die Zukunft der Telematischen Stadt. Berlin, Verlag Klaus Wagenbach, 2002. 112 Seiten mit Abbildungen in Schwarz-Weiss. CHF 27.90. ISBN 978-3-8031-5166-7

Zwei aktuelle Fallbeispiele zu dieser Thematik finden Sie auf S. 44 ff.

Die Stadt ist ein Kommunikationsdispositiv: Giovanni Battista Nolli, Pianta grande di Roma (Ausschnitt des Stadtzentrums um Piazza Navona), 1748. Giovanni Battista Nolli legte mit seiner *Pianta grande* den ersten Gesamtplan von Rom vor, der auf akkuraten Vermessungen beruhte. Die Besonderheit des Plans liegt vor allem darin, dass er im Stadtgrundriss alle öffentlich zugänglichen Räume – neben Strassen und Plätzen waren dies die Kirchen sowie die Palasthöfe – auswies.

Um zu flanieren, braucht man eine Strasse: Camille Pissarro, Boulevard Montmartre Paris, 1897. Pissarro war wie seine Künstlerkollegen des Impressionismus von den unterschiedlichen Lichtstimmungen an den gleichen Orten besessen. Er malte den Boulevard Montmartre tags und nachts, winters wie sommers. Dabei fing er auch das städtische Leben der pulsierenden Boulevards von Paris im fin de siècle ein.



Jedes Gebäude darf alles sein: Leon Krier, Karikatur der «modernen» Bautypologien, aus: Freiheit oder Fatalismus, 1998. Mit der Gegenüberstellung von Bautypen und Bauparodien zeigt der Architekt Leon Krier auf, wie durch die rein bildliche Behandlung von architektonischen Typen und deren leichter Abänderung, Bedeutungsverschiebungen entstehen.